

Europäische Identität und Christentum – im Spannungsfeld zwischen Ost und West in der EU

Wolfgang Sander

Wittenberger Tischrede 2023

Ich möchte mich zunächst sehr herzlich für die ehrenvolle Einladung bedanken. Wenn ich die Ankündigung zu diesen Tischgesprächen richtig verstehe, scheinen sie mir von einem Wort Martin Luthers inspiriert zu sein:

„Mit wenigen Worten viel zu sagen, ist eine Kunst. Eine große Torheit aber ist es, viele Worte zu gebrauchen und doch nichts zu sagen.“

Ob und bis zu welchem Grad ich diesem hohen Anspruch genügen kann, müssen am Ende Sie beurteilen. Ich ziehe aus Luthers Zitat jedenfalls die Konsequenz, ohne weitere Umschweife direkt zur Sache zu kommen.

Meine Überlegungen möchte ich in Ihnen in Form von vier Thesen vortragen. Die erste dieser Thesen lautet:

Die europäische Integration ist notwendig, aber bedroht.

Notwendig ist sie, weil die rund 35 Staaten, die Mitglieder der Europäischen Union sind oder es werden wollen, bei einem Zerfall dieser Union dramatische Folgen zu gewärtigen hätten.

Ohne den gemeinsamen Binnenmarkt und die gemeinsame Handelspolitik käme es zu einem wirtschaftlichen Niedergang, viele gewichtige Probleme wie Migration, Klimaschutz oder Energieversorgung wären in einem zersplitterten Kontinent noch schwerer lösbar.

Sicherheitspolitisch würden die Europäer entweder völlig von den USA abhängig oder in den russischen Machtbereich geraten, weltpolitisch würde Europa bedeutungslos werden. Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler hat prognostiziert, in der künftigen multipolaren Weltordnung werde es fünf große Mitspieler geben: die USA, China, Indien, Russland und Europa. Fiele Europa als Akteur aus, bliebe für die Europäer nur die Rolle der Spielsteine in den Händen anderer Mächte.

Aber trotz ihrer Notwendigkeit ist die europäische Integration bedroht. Auf die euphorische Phase nach 1989 und die Aufnahme von elf mittel- und osteuropäischen Mitgliedern folgten

Krisen und Ernüchterungen. Ich erinnere an das Scheitern eines Verfassungsentwurfs für die EU 2005, an die Flüchtlingskrise 2015, die Abstimmung über den Brexit 2016 und das Erstarken rechtspopulistischer Parteien. Vor allem aber erwies sich die Aufnahme neuer Mitglieder aus Mittel- und Osteuropa nicht einfach als eine bloße Erweiterung der bisherigen westeuropäischen Integration in östlicher Richtung. Der gängige Begriff der ‚Osterweiterung‘ legt eben diese Vorstellung nahe: dass ein im Westen erfolgreicher Prozess sich lediglich erweitern, nicht aber verändern muss. Aber die Vorstellung einer zwangsläufigen und schnellen ‚Verwestlichung‘ der neu beigetretenen Länder war eine westeuropäische Selbsttäuschung. Mit ihr wurden die unterschiedlichen historischen Erfahrungen und deren Konsequenzen für die politischen Mentalitäten zwischen West und Ost in Europa unterschätzt. So war im Westen die weitreichende Aufgabe nationaler Souveränität im europäischen Integrationsprozess eine Konsequenz aus den beiden Weltkriegen, man denke etwa an die Überwindung der deutsch-französischen Feindschaft. Zugleich diente sie auch der Selbstbehauptung gegenüber der Bedrohung durch den Kommunismus im Kalten Krieg. Aufgabe nationaler Souveränität war daher im Westen auch Ausdruck der Verteidigung der Freiheit. Anders im Osten: Hier war die nationale Souveränität nach dem Zweiten Weltkrieg faktisch durch die zwangsweise Integration in ein quasi-koloniales imperiales System beseitigt worden. Der Beitritt zur EU sollte deshalb gerade auch der Sicherung nationaler Identität gegen potentiell mögliche erneute Bedrohungen aus Russland dienen sollte. Im Umgang mit der Flüchtlingskrise ab 2015 und dem Problemfeld Migration zeigt sich ein weiterer Aspekt dieser West-Ost-Differenz. Im Westen wird die Haltung osteuropäischer Länder in dieser Frage oft als Fremdenfeindlichkeit gedeutet. Dass es so einfach nicht ist, zeigen die hohe Aufnahmebereitschaft für Flüchtlinge aus der Ukraine und die ebenfalls hohen Zahlen von legaler Einwanderung in den Arbeitsmarkt etwa in Polen und Ungarn. Aber es besteht offenkundig eine Differenz über Kriterien für Einwanderung, bei denen auch kulturelle Aspekte eine wichtige Rolle spielen.

Ivan Krastev hat diesen Aspekt der kulturellen Differenzen zwischen Ost und West in seinem Buch „Eurodämmerung“ so auf den Punkt gebracht: „Ein normales Land zu sein war der Traum der osteuropäischen Gesellschaften. Die Normalität des Westens fand ihre Verkörperung im Wohlstand, der Bürgerlichkeit und dem wirtschaftlichen Erfolg dieser Länder. Drei Jahrzehnte später gilt das postmoderne Europa vielen Osteuropäern als kulturell anormal.“ Gemeint sind damit bestimmte politisch-kulturelle Vorstellungen, die in den

bürgerlichen Mittel- und Oberschichten in Westeuropa weit verbreitet sind und in Medien, Kulturinstitutionen, Geistes- und Kulturwissenschaften sowie auch in der Politik der EU-Institutionen wirksam werden. Hierzu gehören die Verbindung von Traditionsdistanz mit kosmopolitischer Orientierung, von Subjektivierung mit der Hochschätzung von Diversität sowie von Religionsdistanz mit der Neigung zur Moralisierung politischer Fragen.

Derzeit werden diese Differenzen zwischen West und Ost in der EU zwar vom Krieg in der Ukraine und der breiten Solidarität mit dem angegriffenen Nachbarland überlagert. Aber es ist zu befürchten, dass sie nach dem Ende dieses Krieges wieder stärker in den Vordergrund rücken werden. Damit wird wohl die Ost-West-Spaltung vorerst bestehen bleiben, von der Krastev schreibt, sie sei die einzige Krise in der EU, die den Fortbestand der Union bedrohe. Ich komme zu meiner zweiten These:

Eine gemeinsame europäische Identität ist eine notwendige Bedingung für die erfolgreiche Weiterentwicklung der europäischen Integrationspolitik.

Wir Menschen sind bekanntlich soziale Lebewesen, und als solche bilden wir eine Vielzahl von sozialen Verbänden, kleinere und größere, eher lockerere und solche mit stärkeren Verbindlichkeiten. Sofern diese Verbände für das Selbstverständnis der ihnen Angehörigen *bedeutsam* sind, entwickeln sich in aller Regel Vorstellungen, die dieses gemeinsam Bedeutsame zum Ausdruck bringen. Oder anders gesagt: es entwickeln sich für solche Verbände *kollektive Identitäten*. Mit ihnen wird nach innen wie nach außen gesagt und gezeigt, was es für die Angehörigen dieses Verbunds heißt, von einem ‚wir‘ zu sprechen – im Unterschied zu anderen, die die konstitutiven Merkmale dieser Identität nicht teilen. Für politische Verbände sind kollektive Identitäten unerlässlich. Wenn sie nicht mit purem Zwang zusammengehalten werden sollen, benötigen sie die Akzeptanz ihrer Mitglieder. Diese Akzeptanz setzt Legitimität voraus, und diese wiederum erfordert ein Mindestmaß an gemeinsamen Vorstellungen darüber, was diese Mitglieder miteinander verbindet und was sie von dem jeweiligen politischen Verbund erwarten. Das gilt für Parteien, Verbände und NGOs ebenso wie für Staaten. Es gilt auch für über- und zwischenstaatliche Verbände, sofern sie auf Dauer gestellt sein sollen. Es gilt somit auch für die europäische Integrationspolitik und ihren heutigen politischen Rahmen, die Europäische Union. Wenn die EU zu einer auf längere Sicht stabilen politischen Integration Europas führen soll, muss sie sich auf eine gemeinsame europäische Identität stützen können.

In der europäischen Integrationspolitik wurde diesem Problem lange kaum Aufmerksamkeit gewidmet. Während der Zeit der Ost-West-Teilung schien die Selbstidentifikation als Verbund freiheitlicher Staaten in Abgrenzung zum kommunistischen Osten identitätsstiftend genug zu sein. Immerhin gibt es mittlerweile ein gewisses Bewusstsein für das Problem. Aber die derzeit populären Lösungsvorschläge überzeugen nicht recht. Wenn ich richtig sehe, sind es vor allem zwei Ansätze, die im öffentlichen Diskurs immer wieder vertreten werden und sich bis in EU-Verlautbarungen hinein verfolgen lassen: erstens die Betonung von *Vielfalt* – oder modischer: Diversität – als identitätsprägendes Merkmal Europas und zweitens die Berufung auf sogenannte *europäische Werte*.

Die Schwächen beider Ansätze sind leicht zu erkennen. Vielfalt kennzeichnet die europäischen Gesellschaften und erst recht ihre Gesamtheit ganz gewiss, aber das gilt ebenso für andere Gesellschaften. Hannah Arendt hat überzeugend herausgearbeitet, dass die „Tatsache der Pluralität der Menschen“, wie sie schreibt, die konstitutive Bedingung von Politik ist, und zwar seit jeher, also zumindest in jeder komplexen Gesellschaft. Wenn aber Vielfalt immer schon die Ausgangsbedingung von Politik ist, kann sie nicht zugleich ein identitätsstiftendes Merkmal sein, durch das Europa sich von anderen Teilen der Welt unterscheidet.

Um die viel beschworenen europäischen Werte steht es nicht viel besser. Der Begriff ‚Werte‘ ist zwar hilfreich, wenn man, etwa in soziologischen Untersuchungen, herausfinden will, was Menschen für wünschens- und erstrebenswert halten. Das kann sehr vieles und sehr unterschiedliches sein. Eine einschlägige Internet-Enzyklopädie kommt auch eine, sicher noch unvollständige, Liste von 132 Werten. Auf größte Schwierigkeiten stößt man aber, wenn man versucht, den Wertebegriff präskriptiv zu verwenden, also Wertelisten zusammenzustellen, die eine politische Programmatik oder eine kulturelle Identität repräsentieren sollen. In der Regel führt dies zu Leerformeln oder inhaltarmen Formelkompromissen. Dies kann man sehr gut an der Auflistung europäischer Werte im Lissabonner Vertrag zeigen, was ich hier aus Zeitgründen nicht tun möchte. Ich zitiere aber zustimmend Richard Schröder, der zu dieser Liste schrieb, dies sei zwar alles „irgendwie erhebend und wünschenswert, ansonsten aber ein Sammelsurium“.

Die große Schwäche dieser beiden Ansätze ist der auffällige Verzicht auf historische Bezüge. Aber, so der britisch-ghanaische Philosoph Appiah in seinem Buch über Identität, „niemand

von uns erschafft die Welt, in der wir leben, ganz neu. Wir alle gelangen zu unseren Werten und inneren Verpflichtungen nur im Dialog mit der Vergangenheit.“

Dies führt mich zu meiner dritten These:

Eine gemeinsame europäische Identität bedarf der Fundierung in der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte.

Kollektive Identitäten entwickeln sich aus geteilten Erinnerungen, Erzählungen darüber und Vorstellungen von deren Relevanz für Gegenwart und Zukunft. Soll europäische Identität die Unterschiede zwischen Ost und West in der EU überbrücken, muss sie aus einem Dialog mit der gemeinsamen Vergangenheit erwachsen – einer Vergangenheit, die weiter zurückreicht als in die Zeit des Kalten Krieges, weiter zurück als bis ins 20. Jahrhundert mit seinen Kriegen und Katastrophen, weiter zurück auch als bis zur Französische Revolution und bis zur europäischen Aufklärung.

Dabei geht es nicht oder jedenfalls nicht primär um die Ereignisgeschichte in einem geographischen Raum. Als Kontinent hat Europa bekanntlich keine präzise bestimmbar natürlichen Grenzen. In den Worten des französischen Philosophen Edgar Morin: „Europa wurde nur deswegen zu einem geographischen Begriff, weil es vorher zu einem historischen Begriff geworden war.“ Europa ist ein geistiges Konstrukt, ein Begriff für einen kulturellen Zusammenhang, der sich durch diese Bezeichnung von anderen kulturellen Zusammenhängen unterscheidet. Zugleich werden damit rund 2500 Jahre wechselvoller, vielfältiger und konflikthafter Ereignisse als gemeinsame, eben europäische Geschichte gedeutet. Die Frage nach der europäischen Identität ist dann im Kern die Frage danach, was den inneren Zusammenhang des Konstrukts Europa ausmacht.

Fragt man so nach historischen Bezügen für europäische Identität, so wird man um die überragende Bedeutung des Christentums für die europäische Geschichte nicht herumkommen. Gewiss ist es nicht allein das Christentum, das Europa geprägt hat. Zu Recht wird immer wieder auf die bis in die neuzeitlichen Wissenschaften wirksame Bedeutung der griechischen Philosophie und auf die ebenso bis heute wirksame Rolle des römischen Rechtsdenkens hingewiesen. Auch wird man das christliche Erbe in Verbindung mit dem jüdischen sehen müssen, das in Europa keineswegs nur Vorgeschichte des Christentums war, sondern bis zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik eine durchaus eigenständige kulturprägende Kraft darstellte. Immer wieder ist deshalb metaphorisch auf die Städtenamen

Athen, Rom und Jerusalem hingewiesen worden, um die Eigenheit der europäischen Kultur zu charakterisieren.

Das Christentum ist von besonderer Relevanz, wenn man nach den normativen Grundlagen einer künftigen europäischen Identität fragt. Denn vieles von dem, was in abstrakter und inkohärenter Form unter den so genannten europäischen Werten subsummiert wird, hat seine geistesgeschichtlichen Grundlagen lange vor der Aufklärung schon im frühen Christentum. Der britische Ideengeschichtler Larry Siedentop hat in einer luziden Studie gezeigt, wie besonders im Denken von Paulus das antike Weltverständnis durch eine „moralische Revolution“ auf den Kopf gestellt wurde. Ich kann dies hier nicht im Einzelnen ausführen, vielen von Ihnen wird es ohnehin nicht viel neues sagen. Paulus entwirft die universalistische Vorstellung von der moralischen Gleichheit aller Menschen unabhängig von ihrem sozialen Stand, propagiert den Vorrang der Gewissensfreiheit vor sozialen und religiösen Rollenanforderungen und begrenzt die Freiheit der Christen allein durch die Priorität der Nächstenliebe als wichtigsten Beweggrund des Handelns in menschlichen Beziehungen. Genau hier haben die heute vielbeschworenen Konzepte Freiheit, Gleichheit und Solidarität ihre tiefsten Wurzeln.

Damit komme ich zu meiner vierten und letzten These:

Europa braucht eine christliche Renaissance, die die christliche Tradition wiederentdeckt, um sie für heute weiterzudenken.

Was hätte eine solche Renaissance neben der Erinnerung an gemeinsame geistesgeschichtliche Wurzeln den Europäern zu bieten? Worin könnte der Beitrag einer solchen Renaissance zu einer kulturellen Erneuerung Europas bestehen?

Gewiss nicht in einer verbindlichen Weltanschauung, festen Verhaltensregeln für ein ‚richtiges‘ Leben oder einem neuen kirchlichen Machtanspruch. Aber sie würde daran erinnern, dass *Freiheit* weder Konsumgut noch Freibrief für Hedonismus, sondern in Verbindung mit Verpflichtungen gegenüber anderen zu verstehen ist. Sie würde einem *Weltbezug* entgegenwirken, der auf bloßes Verfügbarmachen ausgerichtet ist. Mit Blick auf *Bildung* würde sie gegenüber der Reduktion auf Nützlichkeitsersparungen ein Bildungsverständnis fördern, das zugleich auf Selbstbestimmung und Verantwortungsbereitschaft zielt. Den Tendenzen zu einem kruden Säkularismus und Naturalismus in den *Wissenschaften* würde sie mit einer Erneuerung des Gottesbezugs entgegenwirken, die den Glauben an Gott und die Vorstellung einer transzendenten

Wirklichkeit auf neue Weise sprachfähig und für modernes Weltverstehen fruchtbar macht. Schließlich wäre sie ein Gegengewicht zu allen innerweltlichen Erlösungsversprechen. Ich bin optimistisch, dass eine solche christliche Renaissance neue Brücken zwischen Ost und West in Europa bauen und damit entscheidend zur Überwindung der Ost-West-Teilung in der EU beitragen könnte.

Vielleicht werden Sie einwenden, dass diese Erwartungen angesichts der tatsächlichen Lage des Christentums in Europa, angesichts von Traditionsbrüchen und Kirchenaustrittszahlen, als etwas verwegen erscheinen. Aber die wenigsten derer, die die Kirchen verlassen oder die den Bezug zum christlichen Glauben verloren haben, sind überzeugte Atheisten oder gar militante Gegner des Christentums. Viele sind spirituell auf der Suche oder meinen, bestimmte Elemente christlichen Denkens auf andere Weise leben und in andere Vorstellungswelten transferieren zu können. Was dabei herauskommt, ist oft wenig überzeugend und nicht tragfähig, wenn es um existenzielle Fragen geht. Ein Blick in ein Esoterikregal in der nächsten Buchhandlung bietet anschauliche Beispiele. Dennoch zeigen sich hier auch hier Bedürfnisse, die Anknüpfungspunkte für ein neues Sprechen über den christlichen Glauben bieten können.

Grund zur Resignation gibt es für Christen in Europa also nicht. Vielleicht sind wir als Christen bisweilen wieder in einer vergleichbaren Lage wie Paulus in Athen, der auf dem Areopag zu den Athenern sagte: „ich sehe, dass ihr die Götter in allen Stücken sehr verehrt. Denn ich bin umhergegangen und habe eure Heiligtümer angesehen und einen Altar, auf dem stand geschrieben: Dem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch, was ihr unwissend verehrt.“ (Apg 17, 22-23)

Die Apostelgeschichte räumt freilich ein, dass sein Erfolg zunächst begrenzt war. Aber wir wissen, dass die frühen Christen unter weit widrigeren Umständen als wir am Ende doch ihre Gesellschaft, das Römische Reich, für den christlichen Glauben gewinnen konnten. Wir haben also allen Grund zu der Zuversicht, zu der Martin Luther uns rät: „Glaube ist eine lebendige, verwegene Zuversicht auf Gottes Gnade. Und solche Zuversicht macht fröhlich, mutig und voll Lust zu Gott und allen Geschöpfen.“

Literaturhinweis:

Der vorstehende Text basiert inhaltlich auf Sander, Wolfgang: Europäische Identität. Die Erneuerung Europas aus dem Geist des Christentums. EVA, Leipzig 2022